

stand setzte. Während tags darauf Wollheim Dix die Stadt zeigte, verkaufte Mutter Ey die größeren Bilder und legte das Geld — es waren nach der damaligen Währung für jeden mehrere tausend Mark — in Päckchen abgezählt — neben die Plätze der beiden. Die Ueberraschung war groß.

Die Bilder waren wirklich verkauft. Wie oft hatte Mutter Ey früher, um den Jungen Mut zu machen, ein Schildchen „Verkauft“ an die Bilder gehängt, den Jungen das Geld gegeben und später die Bilder irgendwo tief in einen ihrer Schränke und Truhen vergraben, damit sie nicht gefunden wurden. Die „Große internationale Ausstellung junger Kunst“, für die das Warenhaus L. Tietz ein Stockwerk zur Verfügung gestellt hatte, brach den Widerstand der lokalen Presse. Die Führer der Jungen in Deutschland, Frankreich, Rußland, Polen und Schweden, Japaner, Araber und Italiener kamen nach Düsseldorf, und Mutter Ey bewirtete sie in ihrem Stübchen, wie sie einst die jungen Maler bewirtet hatte. Ihre Skizzenbücher füllten sich mit gezeichneten Widmungen. Ein Japaner schrieb

unter sein gezeichnetes Selbstporträt: „Jetzt bin auch ich Ihre Sohn.“ Der Direktor der städtischen Kunstsammlungen, Professor Koetschau, besuchte das „Ey“ ebenso wie der Direktor der staatlichen Kunstakademie, Dr. Kaerbach. Sie verteidigt heute „ihre Künstler“, wie sie sie einst fütterte, mit der aufopfernden Liebe einer Löwenmutter um ihre Jungen. In allen Prozessen, die Wollheim zu führen hatte, trat sie als Verteidigerin der „jungen Kunst“ neben den offiziellen Sachverständigen auf.

So sehr sie aber auch die Künstler liebt, so wenig liebt sie die Frauen. Frauen war von jeher — mit wenigen Ausnahmen — der Zutritt zu ihrem Allerheiligsten verboten. „Künstler sind ganz friedliche und patente Leute“, sagte sie; „Frauen aber bringen nur Unfriede.“

Wenn man einmal die Geschichte der jungen Malerei in Westdeutschland schreiben wird, wird man Mutter Ey nicht übersehen können. Sie hat für die neue Entwicklung mehr getan als mancher Kunstkritiker oder -sammler von Ruf.

Wie glücklich würde mancher leben . . .

Wie glücklich würde mancher leben, wenn er sich um anderer Leute Sachen so wenig bekümmerte als um seine eigenen.

◊

Wer in sich selbst verliebt ist, hat wenigstens bei seiner Liebe den Vorteil, daß er nicht viele Nebenbuhler erhalten wird.

◊

Man muß keinem Menschen trauen, der bei seinen Versicherungen die Hand auf das Herz legt.

◊

Wenn jemand alle glücklichen Einfälle seines Lebens dicht zusammen sammelte, so würde ein gutes Werk daraus werden. Jedermann ist wenigstens des Jahres einmal ein Genie. Die eigentlich sogenannten Genies haben nur die guten Einfälle dichter. Man sieht also, wieviel darauf ankommt, alles aufzuschreiben.

Georg Christoph Lichtenberg (1742—1799).